

Die Testamentseröffnung

Wie Sie aus dem Vorwort wissen, bin ich ein Fan gotischer Horrorgeschichten. Ich habe Dracula und Frankenstein gelesen, ebenso Horace Walpoles Schloss Otranto und Poes gesammelte Kurzgeschichten, aber auch Roger Cormans achtteiligen Zyklus von Edgar-Allan-Poe-Verfilmungen mehrmals gesehen.

Schon als Kind war ich von den verkrüppelten Bäumen, dem Nebel, dem Moor, dem verfallenen Schloss und dem Irrsinn der lebendig begrabenen Madeline Usher in Cormans Der Untergang des Hauses Usher fasziniert.

Das alles hat meine Sichtweise auf den Horror geprägt, und darum wollte ich auch einmal eine gotische Horrorgeschichte schreiben. Allerdings musste sie in Wien spielen, denn auch hier gibt, beziehungsweise gab es einmal Nebel, Kutschen, Kopfsteinpflaster, Dornenbüsche, Efeugewächse, schmiedeeiserne Gitter und enge verwinkelte Gassen.

Willkommen im Wien des Jahres 1869.

Die Kutsche hielt in der Ruprechtsgasse, wo es wie überall in Wien nach Pferdedung und Schwefel stank. Mit hochgeschlagenem Mantelkragen sprang ich vom Trittbrett auf die Pflastersteine. Sogleich peitschte mir ein Windstoß den Regen ins Gesicht, während bleigrauer Nebel um meine Stiefel waberte. Der Kutscher, ein großer, behäbiger Mann, hielt die Zügel locker in Händen. Von der breiten Hutkrempe liefen ihm Tropfen über die Schulter, und trotz seiner Öljacke schien er völlig durchnässt zu sein. Die Pferde wieherten, ihre Hufe klapperten auf der Stelle, und noch während ein Blitz den Himmel erhellte, hallte das dumpfe Echo des Donnerschlags bereits zwischen den Häuserreihen.

»An Guldn und zwanzg' Kreuza, da' Herr ... ho, ho!« Der Kutscher zog am Riemen des Zaumzeugs.

»Stimmt schon!« Nachdem ich dem Mann eine Handvoll Münzen gereicht hatte, sprang ich mit einem Satz auf den Bürgersteig, aber unter dem Dachvorsprung war es genauso feucht. Aus der Regenrinne schwappte das Wasser über den Dachgiebel auf den Randstein, von wo es mir auf den Mantel spritzte. Ich sah dem Kutscher nach, wie er sein Gespann in eine Seitengasse lenkte und jenseits des Torbogens in Richtung Stephansdom verschwand. Dann wandte ich mich um und lief die Straße entlang, bis ich das Backsteinhaus mit den hohen Erkerfenstern erreichte, das man mir in dem Brief beschrieben hatte. Durch den Spalt der bereits zugezogenen schweren Stoffvorhänge fiel mattes Licht. Auf dem Schild neben dem Türklopfer stand:

Hofrat Dr. Johann Friedl

Notar

Ruprechtsgasse 17

Ich fingerte die Taschenuhr aus dem Mantel und ließ den Deckel aufspringen. Es war vier Uhr nachmittags. Im selben Augenblick hörte ich die Kirchturmuhren die volle Stunde schlagen. Ich war noch nicht zu spät. Sogleich betätigte ich den Türklopfer, einen Messinggriff, der dumpf auf ein Löwengesicht schlug. Ich wartete, die Hände in den Manteltaschen vergraben, wo ich den zusammengefalteten Brief des Notars spürte, der mir heute Morgen, während des Frühstücks, durch einen Postboten überbracht worden war. Die hastig hingekritzelter Zeilen hatten mich sofort die Kutsche von Baden nach Wien nehmen lassen. Interessanterweise war meine Erinnerung an diese Stadt, die sich in den letzten acht Jahren nicht wesentlich verändert hatte, noch nicht verblasst. Erst vor einer halben Stunde hatte mir der Anblick aus dem Kutschenfenster auf die Häuserzeile der Ringstraße mit ihrer Vielzahl an Kaffeehäusern den Brustkorb zusammengepresst. Wie oft hatte ich als kleiner Junge die Wirtshäuser und Spielhöhlen betreten, den Zigarrenqualm eingeatmet, mich zwischen den Männern und Huren zu den Spieltischen gedrängt, um nach meinem betrunkenen Vater zu suchen?

Das Knarren der Tür riss mich aus den Gedanken. Ein Mann im dunklen Frack, mit einer Hand auf den Gehstock gestützt, winkte mich ins Haus. Er war einen Kopf kleiner als ich, zudem ließen seine Gesichtszüge erahnen, dass er gut dreimal so alt war. Ich trat in den angenehm warmen Vorraum, wo es nach Pfeifentabak und Brennholz roch. Das von meinem Mantel tropfende Regenwasser sammelte sich auf dem Teppich zu einer Pfütze.

»Erich von Habitz«, stellte ich mich vor.

»Angenehm. Doktor Friedl.« Der Hausherr senkte den Blick wie beiläufig auf den Teppich, sah dann wieder auf. »Werden Sie für ein paar Tage in Wien bleiben?«

»Leider ja.«

»Sie ziehen Baden unserer Metropole vor?«

»Um ehrlich zu sein – ja!«

Er murrte. »Ich habe gehört, die Kurstadt sei etwas für ältere Damen, Künstler und Literaten. Wozu zählen Sie sich?«

»Zu den Literaten. Ich bin Journalist.«

»Aha!« Er starrte mich durch die Linse seines Monokels an, während er das andere Auge zukniff.

Nachdem ich sowohl Mantel als auch Zylinder in einer Nische abgelegt hatte, bat mich der Notar, ihm in sein Arbeitszimmer zu folgen. »Wo werden Sie übernachten, junger Mann?«

»Ich habe eine Suite im Hotel Stefanie am Eisernen Tor gebucht.«

»So, so ... nicht gerade die erste Wahl, wenn ich so sagen darf, aber dort bekommen Sie wenigstens eine knusprige Semmel zum Frühstück und eine Zeitung, auch wenn sie eine Woche alt ist.« Er tapste mit seinem Gehstock voraus, betrat einen mit schlichten Möbelstücken eingerichteten Salon, in dessen Mitte ein Schreibtisch aus einfach gefertigtem Holz stand. Im offenen Kamin prasselte ein Feuer, und soweit ich erkennen konnte, waren die Bücherregale bis zur Decke mit

juristischen Abhandlungen gefüllt. Der Raum sah so aus, wie ich mir das Arbeitszimmer eines alternden Kauzes aus der Biedermeierepoche immer vorgestellt hatte. Alles passte perfekt zusammen, angefangen von seinem Monokel bis zum Tintenfass auf dem Schreibpult.

»Ich bin wohl zu früh da«, bemerkte ich, denn bis auf Doktor Friedl war der Salon leer.

»Keineswegs«, gab er mir zu verstehen, während wir über den Teppich gingen, der die Laute unserer Schritte gänzlich schluckte. Doktor Friedl wies mit einer knappen Geste auf einen der Lederstühle, während er sich hinter dem Schreibtisch auf einen Stuhl setzte. Beim schwerfälligen Ächzen des alten Kauzes schreckte ich hoch, da ich befürchtete, er habe sich alle Knochen im Leib gebrochen. Stattdessen nahm er das Monokel ab und tauschte es gegen eine Brille, jedoch nur, um am Bügel zu knabbern. Ohne das Monokel sah sein Auge aus, als wollte es jeden Moment zwischen den Gesichtsfalten verschwinden.

»Der letzte Wille Ihres Vaters ist lediglich an Sie adressiert«, erläuterte der Notar in einem geringschätzigen Ton. Plötzlich schoss er nach vorn. »Sie sind doch wohl Erich von Habitz, oder etwa nicht, junger Mann?«

»Gewiss, gewiss«, brachte ich mit trockener Kehle hervor.

Mein Herz begann schneller zu schlagen. *Ausgerechnet an mich*, dachte ich, wo ich doch vom alten von Habitz zu Lebzeiten wie die Pest gehasst worden war. Zuletzt hatte ich von meinem Vater vor fünf Jahren gehört, als er sich wieder einmal vermählte, worüber Max Frieländers *Neue Freie Presse* in einem zweiseitigen Artikel ausführlich berichtet hatte. Doch auch diese Ehe dauerte kaum länger als drei Monate, was jeder ahnen konnte, der den Lebensstil meines Vaters kannte.

»Sie haben vor acht Jahren das Herrenhaus Ihrer Familie verlassen!« Der Notar klemmte sich die Brille auf die Nase und glotzte mich an. In seinen Gläsern schimmerte mein Spiegelbild – das regennasse, in die Stirn geklebte Haar, die schmalen Gesichtszüge und die typisch spitze von Habitz-Nase. Dahinter flackerte das Kaminfeuer.

»Ja, nach dem Tod meiner Mutter«, erläuterte ich. »Aus welchem Grund wurde sonst niemand aus der Familie vorgeladen?«, fuhr ich rasch fort, um die Ereignisse von damals nicht weiter bereden zu müssen, da sie den alten Kauz nichts angingen.

Doktor Friedl zog die Schultern hoch und musterte mich mit einem *Das-kann-ich-Ihnen-leider-nicht-beantworten*-Blick. Dann begann er in einem Stapel aus Briefen und Kuverts zu kramen. Das Rascheln des Papiers wurde nur durch das Ticken der Wanduhr und das Knarren der Holzdielen unterbrochen. Draußen rüttelte der Wind an den Fensterläden. Unterdessen hüstelte der Notar, wobei er immer wieder aufblickte, um über den Brillenrand zu gucken.

»Woran ist er gestorben?«, brach ich das Schweigen.

»Herzversagen! Ihr Vater wurde im Arbeitszimmer gefunden, inmitten eines vollkommenen Chaos. Überall auf dem Schreibtisch lagen leere Zettel, Papierbogen klebten an den Schubladen und sogar in den Rocktaschen steckten unbeschriebene Blätter. Ihr Vater lag zusammengesackt über dem Schreibpult, ein Kuvert in der Hand. Doktor Cznaimer hat den Brief sofort an mich ausgehändigt ... ich suche ihn

bloß noch.«

»Zettel und Blätter?«, wiederholte ich. »Was hatten die zu bedeuten?«

»Das fragen Sie mich?« Der Notar sah kurz auf. »Keine Ahnung.«

Ich rutschte auf der Stuhlkante hin und her, während ich über die Worte nachdachte. Mein Vater hatte trotz seiner fünfundsechzig Jahre noch nie an Herzschwäche oder einer ähnlichen Krankheit gelitten, im Gegensatz zu meiner Mutter, deren Herz er mit seinen Seitensprüngen mehrmals gebrochen hatte. Das Einzige, woran er wirklich gelitten hatte, war seine verhärtete Leber gewesen. Wenn der alte von Habitz nicht gerade zu betrunken war, um aufrecht auf einem Stuhl zu sitzen, verbrachte er die Nächte in diversen Cafés, am Kartentisch beim Skat, Whist oder Tarock. Manchmal war ein Mädchen an der Seite des alten Narren zu sehen, das gut meine jüngere Schwester hätte sein können, aber selbst die abgefeimtesten Dirnen hätten ihn nicht davon abhalten können, das gesamte Familienvermögen und die von Habitz-Fabriken meines Großvaters aufs Spiel zu setzen.

»Hören Sie mir eigentlich zu, junger Mann?«

Ich fuhr hoch. »Wie bitte?«

»Ob Sie eine Tasse Tee möchten, habe ich gefragt?«, knurrte Doktor Friedl.

»Ja, bitte.«

»Mit oder ohne Zucker?«

»Mit Zucker, vielen Dank.«

»Kommt sofort.« Der Notar griff zur Kanne auf dem Servierwagen und goss dampfenden Tee in eine Schale. Natürlich Biedermeierporzellan mit Blumenmuster, wie ich nebenbei bemerkte.

Weshalb ausgerechnet Herzversagen? Im Grunde genommen waren wir von Habitz' mit einem hohen Alter gesegnet, um das uns viele beneideten, und von Alfons war mir nie berichtet worden, dass sich Vaters Gesundheitszustand ernsthaft verschlechtert hätte. Wahrscheinlich hatte sich mein Vater zu Tode gesoffen! Vielleicht war er ermordet worden, dachte ich fasziniert. Von einem eifersüchtigen Ehemann, einem Buchmacher, Dieb oder Erbschleicher?

»Zwei oder drei Löffel Zucker?«

»Nur einen, danke.«

Andererseits war ich, wie es im Moment schien, sein einziger Erbe, was meine Theorie nicht gerade untermauerte. Im Gegenteil, dachte ich erschrocken – wegen meiner Differenzen mit Vater hätte ich sogar einen Grund für diese Tat gehabt, weshalb ich den Gedanken rasch wieder verdrängte. Was mich wieder zu der Frage führte, warum keine seiner Exfrauen oder Geliebten, oder Onkel Hans, Tante Grete, Philip oder Alfons anwesend waren. Immerhin war Vater vollkommen vernarrt in meinen Stiefbruder gewesen – das Ergebnis eines Seitensprungs –, obwohl der nicht einmal eins und eins zusammenzählen konnte. *Der gute Alfons wird es schon noch lernen*, hatte Vater mich immer beschwichtigt; oder: *So meckere doch nicht andauernd mit Alfons herum, er kann doch nichts dafür*. Er konnte wirklich nichts dafür, denn die Dummheit war ihm nun mal in die Wiege gelegt worden.

Doktor Friedl reichte mir indessen, mit dem Löffel in der Tasse

klimpernd, den Tee. »Sie machen einen zerstreuten Eindruck, junger Mann, wenn ich das anmerken darf.« Der Notar lugte über den Brillenrand, als wollte er meine Gedanken lesen.

»Es ist nichts«, log ich.

»Ich verstehe ... nun, dann möchte ich Sie nicht länger auf die Folter spannen ... wo ist er denn nur?« Er kramte in einem Briefstapel, aus dem er endlich einen dicken Umschlag fischte. Räuspernd hielt er das Kuvert hoch, auf dem mein Name in krakeliger Handschrift zu erkennen war. Darüber befanden sich einige in gleicher Handschrift gekritzelte Worte, die ich allerdings nicht entziffern konnte. Mit einem Knacken brach das Wachssiegel, worauf Doktor Friedl einige mit blauer Tinte beschriebene Papierbogen herauszog, auseinanderfaltete und mit der Handfläche peinlich genau auf der Tischplatte glättete. Dabei schenkte er mir, den auf dem Lederstuhl zappelnden Erich von Habitz, Erben des von Habitz-Anwesens mit all seinen Villen in Wien und Umgebung, unzähligen Ländereien, Wäldern und den von Habitz-Fabriken, keinerlei Beachtung.

Der Notar streckte das Kreuz durch. »Hier also der letzte Wille Ihres geschätzten Herrn Vaters ...« Er begann den Brief mit einer sonoren Stimme vorzutragen, die ich dem alten Kauz gar nicht zugetraut hätte. Steif wie ein Bügelbrett saß ich auf meinem Stuhl und lauschte.

Von Habitz Anwesen,
Herrenhaus am Kärntner Ring,
am 29. April im Jahre des Herrn 1869!

Mein lieber Erich!

Es ist lange her, seit wir uns das letzte Mal gesehen haben, und in all den Jahren haben wir kaum ein Wort miteinander gewechselt. Du hast damals richtig gehandelt, als du unserer Familie im alten Herrenhaus den Rücken kehrtest und zu Irene nach Baden gezogen bist. Wäre Mutter nicht gewesen, hättest du Wien sicherlich schon eher verlassen. Ich hoffte, du könntest mir mein Verhalten von damals verzeihen, die groben Worte, die Vorwürfe und vor allem meine Affäre mit ... mein Gedächtnis lässt mich im Stich, ich kann mich nicht einmal mehr an den Namen des Servierfräuleins erinnern, das uns allen im *Salon Moritz* den Kopf verdrehte. Ich war ein Narr.

Bestelle Irene bitte meine aufrichtigen Grüße. Ich wünschte, auch sie könnte mir jene Worte verzeihen, die ich ihr damals an den Kopf geworfen habe. Sie ist ein nettes Mädchen, und dass sie keine Kinder zur Welt bringen kann, ist nicht so schmäählich, wie ich einst behauptete. Für die Zukunft wünsche ich euch Gottes Segen, auch möge sich deine Zeitung zu einem Erfolg entwickeln. Wie heißt sie noch gleich? *Badener Wochenblatt*? Ein Exemplar lag sogar einmal im *Café Hugelmann* aus, wo ich es durchblättertete – dein Feuilleton über die moderne Gesellschaft war vortrefflich. Leider kenne ich keine weiteren Artikel aus deiner Feder, aber bestimmt sind sie genauso scharfzüngig und pointiert.

Zu viel Zeit habe ich in Wirtshäusern und Cafés beim Schach, Kartenspiel und Billard verbracht, hübsche Geldsummen am Roulettetisch und auf der Trabrennbahn zurückgelassen. Du hattest wohl

recht: Ich bin kein Industrieller. Für die Werke hätte ich besser einen tüchtigen Geschäftsmann bestellen sollen, statt Alfons mit dieser Aufgabe zu betrauen. Du hingegen bist ein anständiger Bursche geblieben, immer deinen Prinzipien treu, und ich wünschte ...

Doktor Friedl blickte kurz auf, um mich zu mustern. »Na ja!« Er schnalzte mit der Zunge, ehe er weiterlas.

... und ich wünschte, ich könnte vieles in meinem Leben rückgängig machen. Es mag sein, dass ich es falsch gelebt habe und leider auch falsch beenden werde. Ich kann mir denken, dass du dich über vieles wundern wirst, wenn dir mein langjähriger und treuer Freund, Doktor Johann Friedl, meinen letzten Willen ...

»Sie waren befreundet?«, unterbrach ich den Notar.

»Allerdings!«, antwortete er in einem barschen Tonfall und warf mir über den Brillenrand einen finsternen Blick zu. »Wir sind gemeinsam zur Schule gegangen, an der k.u.k. Militärschule in der Leopoldstadt. Später trafen wir gelegentlich im Herrenklub *Adlerhof* aufeinander.«

Ich nickte.

»Darf ich jetzt fortfahren?«

»Gewiss«, nuschelte ich und schwieg.

... meinen letzten Willen vortragen wird, der ausschließlich an dich gerichtet ist. Im Angesicht des Todes ist mir klar geworden, dass du der einzige Mensch bist, dem ich noch vertrauen kann. Mir geht vieles durch den Kopf. In wenigen Augenblicken werde ich sterben, jedoch nicht an Herzversagen, wie die Diagnose meines Hausarztes Doktor Cznaimer voraussichtlich lauten wird! Mein Tod hat einen anderen Grund, doch dazu später ...

Es sei mir zuvor gestattet, dir kurz zu erzählen, wie sich alles zugetragen hat. Auf die wenigen Minuten kommt es nun auch nicht mehr an, obwohl davon vielleicht mein Leben abhängen könnte. Ich weiß, wie seltsam es klingen mag, dass ich beim Verfassen meines eigenen Testaments zu solchen Worten greife. Umso mehr hoffe ich, dass dir Johann bei dem Folgenden beistehen wird ... vielleicht bin ich zum Zeitpunkt der Testamentseröffnung noch nicht tot!

Ich rutschte an die Stuhlkante. »Wiederholen Sie das bitte!«

Der Notar war verstummt. Seine Arme zitterten, sodass er den Papierbogen kaum ruhig in Händen halten konnte. Wir starrten uns für einen Moment fassungslos an. Schließlich senkte er den Blick und murmelte: »... vielleicht bin ich zum Zeitpunkt der Testamentseröffnung *noch nicht tot?*«

Dann las er mit hastiger Stimme weiter ...